

Die Bibliothekare Georg Leyh (1877–1968), Direktor der Universitätsbibliothek Tübingen 1921–1947, und Karl Preisendanz (1883–1968), Direktor der Universitätsbibliothek Heidelberg 1935–1945, standen während der Zeit des Nationalsozialismus in engem brieflichen Kontakt. Die in den Nachlässen von Leyh (Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz) und Preisendanz (Universitätsbibliothek Heidelberg) überlieferte Korrespondenz stellt eine bedeutende Quelle zur neueren Bibliotheksgeschichte dar. Für diesen Beitrag wurden insgesamt 165 Briefe ausgewertet, die sowohl berufliche als auch private Themen behandeln. Die Untersuchung gibt Aufschluss über biografische Aspekte, das Verhältnis der beiden Korrespondenten zueinander und liefert Erkenntnisse zum Zustand des wissenschaftlichen Bibliothekswesens in Diktatur und Krieg.

The librarians Georg Leyh (1877–1968), director of the Tübingen University Library 1921–1947, and Karl Preisendanz (1883–1968), director of the Heidelberg University Library 1935–1945, were in close correspondence during the National Socialist era. The correspondence, preserved in the bequests of Leyh (Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz) and Preisendanz (Heidelberg University Library), represents an important source for recent library history. A total of 165 letters, covering both professional and private issues, were analysed for this article. The study contains information on biographical aspects, the relationship between the two correspondents and provides insights into the state of academic librarianship during the dictatorship and the War.

MARIO HÜTTE

»Herzlich grüssend und Heil Hitler!«

Der Briefwechsel der Bibliothekare Georg Leyh und Karl Preisendanz während der Zeit des Nationalsozialismus

Einleitung

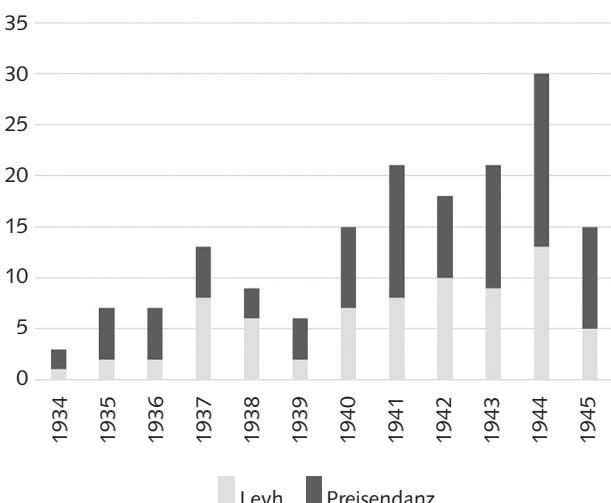
Untersuchungsgegenstand und Fragestellungen

In diesem Beitrag behandelten Briefe bilden den Hauptteil der Korrespondenz zwischen Georg Leyh und Karl Preisendanz, die sich auf den Zeitraum zwischen 1934 und 1955 erstreckt.¹ Bewusst verzichtet wurde auf Autographen aus der Zeit nach 1945 sowie auf Grußkarten und Eingangsbestätigungen ohne weiteren Inhalt. Untersucht wurden insgesamt 165 Briefe, 92 von Karl Preisendanz und 73 von Georg Leyh.

Bedeutung erlangt der Briefwechsel durch seinen Umfang, den abgedeckten Zeitraum und die Stellung der Korrespondenten. Als Direktoren von Universitätsbibliotheken verkehrten Leyh und Preisendanz mit Entscheidungsträgern des NS-Staates und hatten Zugriff auf wichtige Informationen.

Die Schreiben von Preisendanz sind Teil des Nachlasses von Leyh, der in der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz (SBB PK) aufbewahrt wird, während Leyhs Briefe umgekehrt Bestandteil von Preisendanz' Nachlass sind, der in der Universitätsbibliothek Heidelberg (UB HD) überliefert ist. Einige der Briefe liegen ausschließlich als Durchschlag im Nachlass des Absenders vor, andere sind als Original und Durchschlag in beiden Nachlässen vorhanden. Konkrete Hin-

weise auf fehlende Dokumente gibt es nicht. Gleichwohl kann nicht ausgeschlossen werden, dass einzelne Schreiben verlorengegangen sind bzw. von Leyh oder Preisendanz gezielt vernichtet wurden. Darüber hinaus sind mehrere Briefe unvollständig. Alle Autographen sind datiert; bei einer geringen Zahl wurden die Datumsangaben vom Nachlassbearbeiter nachträglich ermittelt und hinzugefügt.



1 Verteilung der Briefe nach Jahr und Absender

Die Briefe wurden auf Basis der vorliegenden Digitalisate transkribiert, wobei Namen, Begriffe, Zitate und Ereignisse abgeklärt wurden, und im Anschluss nach formalen und inhaltlichen Kriterien erschlossen.

Da es sich um eine bibliotheksgeschichtliche Arbeit handelt, liegt der Wert der Briefe wesentlich in ihrer Eigenschaft als autobiographische Dokumente, in denen der Schreibende Einblicke in seine Persönlichkeit und seine individuelle Sicht auf das Zeitgeschehen gibt. Ein Briefwechsel verspricht darüber hinaus Erkenntnisse über die Art der Beziehung zwischen den Korrespondenten.² Aus diesen drei Betrachtungsebenen lassen sich die Fragestellungen für die Untersuchung ableiten: Zunächst ist von Interesse, welche neuen biographischen Aspekte zu Leyh und Preisendanz sich in der Korrespondenz aufzeigen lassen. Weiterhin soll analysiert werden, wie die Beziehung zwischen den beiden Bibliothekaren ausgeprägt war und ob sich eine Entwicklung über die Zeit beobachten lässt. Und schließlich ist zu fragen, welche Erkenntnisse zum wissenschaftlichen Bibliothekswesen in Diktatur und Krieg aus dem Briefwechsel abgeleitet werden können.

Zeitgeschichtlicher Kontext: Das wissenschaftliche Bibliothekswesen im Nationalsozialismus

Dem zur »Waffe des Geistes« stilisierten Buch kam im »Dritten Reich« eine zentrale Bedeutung bei der Verbreitung der nationalsozialistischen Ideologie zu. Bibliotheken erfüllten in diesem Sinne die Rolle von »Waffenarsenalen«, die alle Berufs- und Altersgruppen mit der für sie geeigneten NS-Literatur versorgen und mit den nationalsozialistischen Leitideen vertraut machen sollten. Insofern verwundert es nicht, dass auch das wissenschaftliche Bibliothekswesen im Deutschen Reich unmittelbar nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten spürbaren staatlichen Eingriffen unterlag. So kam es ab 1933 zu personellen »Säuberungen« unter jüdischen und als politisch unzuverlässig eingestuften Bibliothekar*innen. Im weiteren Verlauf der NS-Diktatur wurde die bibliothekarische Ausbildung für das gesamte Reichsgebiet durch eine gemäß der herrschenden Weltanschauung ausgerichteten Ausbildungs- und Prüfungsordnung neu ausgerichtet. Für Menschen jüdischer Abstammung wurde die Benutzung wissenschaftlicher Bibliotheken zunehmend eingeschränkt und schließlich verboten. Weitere Schritte umfassten die »Säuberung« der Bestände von »verbotener und unliebsamer Literatur« und den Aufbau von Mustersammlungen zur NS-Literatur.³

Eingeleitet und gesteuert wurden die Maßnahmen von Berlin aus, wo 1934 das Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung (REM) gegründet wurde, das unter Ausschaltung der föderalen Prinzipien weitgehende Kompetenzen in den Bereichen Bildung und Wissenschaft erhielt. Ebenso wie in anderen Teilen des Staatswesens, machten sich die

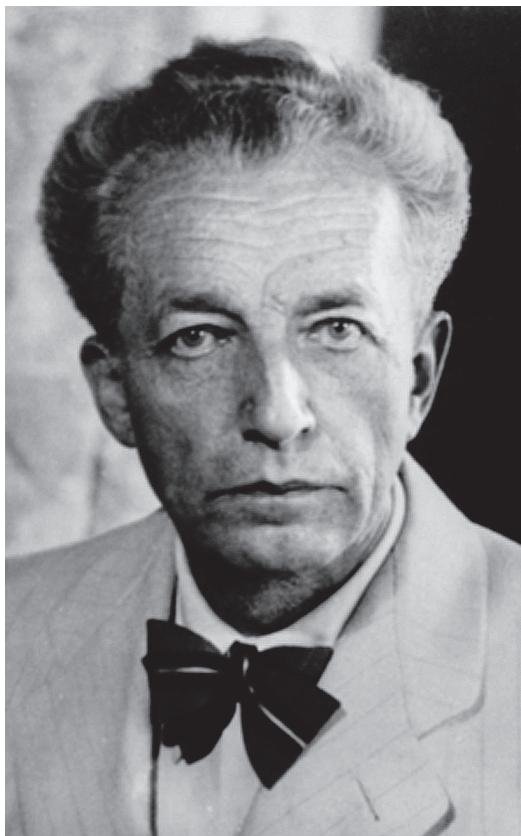
Nationalsozialisten unmittelbar nach der Machtübernahme daran, das wissenschaftliche Bibliothekswesen zu zentralisieren. Zu diesem Zweck wurde innerhalb des Amtes Wissenschaft im REM das Referat für Bibliothekswesen eingerichtet, zu dessen Leiter Rudolf Kummer (1896–1987) bestellt wurde. Kummer, seit 1922 NSDAP-Mitglied, war zuvor als Bibliotheksrat an der Bayerischen Staatsbibliothek in München beschäftigt und empfahl sich den neuen Machthabern vor allem durch den Aufbau einer »Juden-Kartei« beim »Sachverständigen für Rasseforschung«.⁴ Vorgeschlagen worden war Kummer durch Hugo Andres Krüß (1879–1945), der seit 1925 der Preußischen Staatsbibliothek (PSB) als Generaldirektor vorstand. Obgleich er erst 1940 Parteimitglied wurde, sympathisierte Krüß mit dem Regime und teilte dessen antideutschdemokratische Haltung.⁵ Kummer und Krüß bestimmten die Bibliothekspolitik im nationalsozialistischen Deutschland maßgeblich und konzentrierten wesentliche Einrichtungen, Gremien und Funktionen des wissenschaftlichen Bibliothekswesens in Berlin.

Karl Preisendanz: Ein Wissenschaftler als Bibliothekar

Parteieintritt und Ruf nach Heidelberg

Karl Preisendanz wurde 1916 als Leiter der Handschriftenabteilung an die Badische Landesbibliothek (BLB) nach Karlsruhe berufen, deren Direktor er 1934 wurde. Da absehbar war, dass Karl Rudolf Sillib (1869–1946) im Jahr 1934 die Pensionsaltersgrenze erreichen würde, hatte man sich im Kultusministerium in Karlsruhe frühzeitig um die Nachfolge für die Leitung der UB Heidelberg gekümmert und eine entsprechende Absprache mit Preisendanz bereits 1932 getroffen.⁶ Der Staat von 1932 bestand im Jahr 1935 allerdings nicht mehr und trotz der Tatsache, dass die UB direkt dem Badischen Kultusministerium und nicht der Universität unterstellt war, mischte sich der Heidelberger Rektor, Wilhelm Groh (1890–1964), in die Personalentscheidung ein. Groh, ein überzeugter Nationalsozialist, hatte Vorbehalte gegenüber Preisendanz und lehnte dessen Bewerbung ab. Da Karl Preisendanz selbst Parteimitglied war, legte ihm Groh jedoch nicht seine politische Einstellung zur Last, sondern eine zu einseitig philologische Prägung.⁷

Preisendanz' Parteieintritt fällt in den kurzen Zeitraum zwischen der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler am 30. Januar (»Machtergreifung«) und der mit Wirkung zum 1.5.1933 erlassenen Aufnahmesperre der NSDAP für neue Mitglieder.⁸ Wer in diesen Monaten in die Partei eintrat, wurde von den Altmitgliedern ironisch als »Märzgefallener« bezeichnet und verdächtigt, diesen Schritt nicht aus Überzeugung, sondern aus opportunistischen Motiven vollzogen zu haben.⁹ Preisendanz schrieb kurz nach Kriegsende an Leyh, dass das Beispiel



2 Karl Preisendanz

Foto: UB Heidelberg

seines Schwiegervaters, der als SPD-Mitglied Angst vor Repressionen hatte sowie seine eigene Furcht vor beruflichen Nachteilen die ausschlaggebenden Gründe für seinen Eintritt in die NSDAP gewesen seien.¹⁰

Einen Hinweis auf Preisendanz' geringes Interesse an politischen Fragen findet sich im Zusammenhang mit der Berufung in den Reichsbeirat für Bibliotheksangelegenheiten. Dort äußerte er, sich sehr wenig um »Exteriora«, d.h. Politik, zu kümmern und bezeichnetet sich selbst als »Ζῶν totaliter apolitikόν«, also als ganz und gar unpolitisches Wesen.¹¹ Auch für die praktische politische Arbeit innerhalb der Partei entwickelte Karl Preisendanz keine ausgeprägte Neigung und betrachtete seine Blockwart-Tätigkeit als zu erfüllende Pflicht, für die er aber keine Begeisterung empfand.¹²

Preisendanz setzte sich im Bewerbungsverfahren schließlich gegen die aktiven NSDAP-Mitglieder Joachim Kirchner (1890–1978) und Richard Oehler (1878–1948) durch und wurde 1935 zum Direktor der UB Heidelberg bestellt.¹³

Der Berufsweg eines Zaudernden

Unmittelbar nach dem militärischen Sieg über Frankreich wurde Robert Wagner (1895–1946), der Gauleiter und Reichsstatthalter von Baden, im Juni 1940 zum Chef der Zivilverwaltung (CdZ) des annexierten Elsass bestimmt. Im Zuge von Wagners aggressiver Germani-

sierungspolitik kam den elsässischen Bibliotheken eine zentrale Rolle zu und schon bald ging es auch um die Frage, wer die Universitäts- und Landesbibliothek (ULB) Straßburg dauerhaft leiten sollte.¹⁴ Als sich hierzu keine Entscheidung abzeichnete, rückte auch Karl Preisendanz in den Kandidatenkreis. Im Dezember war dieser für ein Gespräch nach Straßburg gereist, wohin das badische Kultusministerium mittlerweile umgesiedelt war, und kurz vor Weihnachten 1940 äußerte sich Preisendanz ausführlich zu der Besetzungsfrage und seinen Überlegungen. Preisendanz machte demnach die Aufbesserung seiner Bezüge zur Voraussetzung für einen Wechsel, hatte aber Vorbehalte und gab sich reserviert. Aus dem gleichen Brief geht hervor, dass er offenbar bereits eine Zusage aus Straßburg erhalten hatte und die UB Heidelberg ohne weiteres verlassen würde, jedoch aktiv keine Entscheidung treffen wollte.¹⁵

Zu diesem Zeitpunkt waren bereits heftige Kompetenzstreitigkeiten um die neuzugründende Universität Straßburg ausgebrochen, die auch die Bibliothek betrafen. Gauleiter Wagner beanspruchte die alleinige Verantwortung für dieses Prestigeprojekt, stieß jedoch auf Widerstand beim Reichserziehungsministerium, das eine Sonderregelung nicht zulassen wollte, zumal Straßburg »Reichsuniversität« werden und die zukünftige Parteielite ausbilden sollte. Ende 1940 hatte der Referent für Bibliothekswesen im REM, Rudolf Kummer, ein Gutachten mit Alternativvorschlägen bei Joseph Becker (1883–1949), dem Ersten Direktor der PSB Berlin, in Auftrag gegeben. In diesem Gutachten erhielt Karl Julius Hartmann (1893–1967), Direktor der UB Göttingen, eine sehr gute Beurteilung, und nachdem im April 1941 die Zuordnung der Reichsuniversität Straßburg zum Kompetenzbereich des Reichserziehungsministeriums per Führerentscheid geregelt war, wurde Hartmann zum Leiter der ULB Straßburg bestellt.¹⁶ Preisendanz wirkte erleichtert, als die Wahl auf Hartmann fiel und er die Straßburger Stelle nicht antreten musste,¹⁷ wohingegen Leyh in Straßburg eher eine verpasste Chance für Preisendanz sah.¹⁸

Nur ein Jahr nachdem Karl Preisendanz die Chance zur Übernahme des Straßburger Direktorats nicht ergriffen hatte, erhielt er das Angebot, die Nachfolge von Karl Christ (1878–1943) als Direktor der Handschriftenabteilung an der PSB Berlin anzutreten. Durch seine bibliothekarische und wissenschaftliche Qualifikation war Preisendanz prädestiniert für diesen Posten. Positiven Äußerungen von Preisendanz zu der Berliner Stelle folgten wenige Zeilen später bereits Gegenargumente und eine ablehnende Haltung. Obwohl seine Argumentation nachvollziehbar gewesen wäre, scheute Preisendanz ein eigenes Urteil und schob erneut sein Ministerium vor.¹⁹

Leyh hob in seiner Antwort Preisendanz' Eignung für die Stelle hervor und äußerte Verständnis für dessen Bedenken. Gleichzeitig beschäftigte ihn bereits der Gedanke, wer die Nachfolge von Preisendanz antreten

könnte. Indirekt formulierte Leyh seine Sorge, dass ein überzeugter Nationalsozialist nach Heidelberg wechseln könnte. Noch im Prozess des Abwagens begriffen, machte Leyh zudem deutlich, dass die für das NS-Bibliothekswesen maßgeblichen Personen in Berlin zu finden seien und Preisendanz seine Ambitionen in diesem Umfeld einfacher verwirklichen könne.²⁰ Preisendanz trug den Entschluss noch einige Monate vor sich her, wartete auf Vorschläge des Kultusministeriums für eine Aufbesserung seiner Heidelberger Bezüge, die ihm dann schließlich auch zugesagt wurde.²¹

Preisendanz' Selbstbild – Die »stille Handschriftenklause« als Sehnsuchtsort

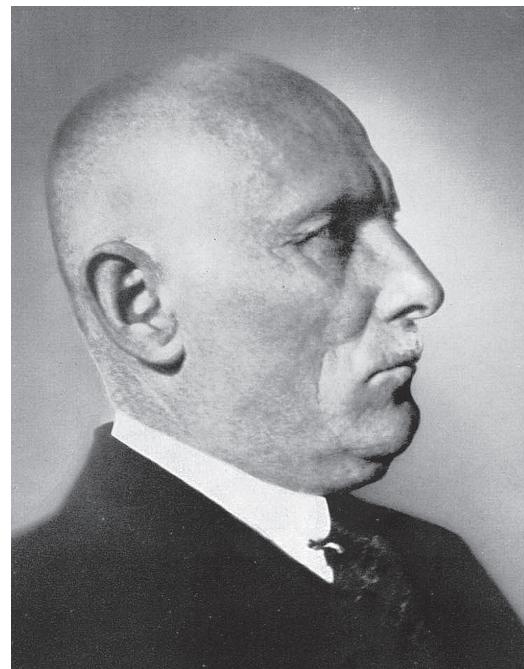
Als Preisendanz 1935 Karlsruhe verließ, war er bereits ein renommierter Forscher auf dem Gebiet der Handschriftenkunde mit zahlreichen internationalen Kontakten, den es auch deshalb nach Heidelberg zog, weil mit seiner Tätigkeit an der UB eine Honorarprofessur mit den Lehrgebieten für Paläographie und Papyrologie verbunden war, was ihn besonders reizte.²² Zum 1.8.1941 wurde Preisendanz Direktor des von ihm selbst gegründeten Paläographischen Instituts der UB Heidelberg, was weitere Unterrichts- und Forschungstätigkeiten mit sich brachte.²³ Wenig später übernahm er darüber hinaus eine Lehrstuhlvertretung für den zum Kriegsdienst einberufenen Klassischen Philologen Hildebrecht Hommel (1899–1996).²⁴

Je umfassender Preisendanz' berufliche Pflichten wurden, desto stärker wurde auch sein Wunsch nach ungestörtem wissenschaftlichem Arbeiten, und er trauerte vor allem seinen Anfangsjahren an der BLB Karlsruhe nach: »Wie gern säß ich noch in meiner stillen Hss-Klause zu Karlsruhe, wo ich lediglich meine wissenschaftliche Arbeit zu betreuen hatte ...«²⁵ Die »stille Handschriftenklause« wurde zum Sehnsuchtsort und zum Symbol für Preisendanz' steigendes Bedürfnis nach klösterlicher Zurückgezogenheit und kontemplativem Arbeiten. Die Verwaltungsaufgaben, die seine leitende Funktion mit sich brachten, wurden dagegen mit zunehmendem Alter eine immer größere Last für Preisendanz, wie er gegenüber Leyh beklagte.²⁶

Georg Leyh: Ein Bibliothekar als moralische Instanz

Verhinderte Karriere und politische Einstellung

Als sich Leyh 1921 erfolgreich um die Leitung der UB in Tübingen bewarb, schlug er dabei andere Stellenangebote aus. Hannsjörg Kowark kommt in seiner Studie über Leyh zu dem Schluss, dass dieser offensichtlich auch in späteren Jahren mit seiner Tübinger Stelle zufrieden gewesen sei, da er Angebote für einen Wechsel an die UB Frankfurt 1926 und an die UB Göttingen 1932 ausschlug und seine Zeit in Tübingen insfern »mehr als eine befristete Zwischenstation« gewesen



3 Georg Leyh

Foto: UB Tübingen

sei.²⁷ Im Rückblick bereute Leyh 1942 allerdings ganz eindeutig, dass er die Möglichkeit für eine Ortsveränderung nach Göttingen nicht genutzt hatte: »[Fritz] Milkau hatte sich meine Sezession als kurzen Übergang gedacht u. ich habe den Fehler begangen, die Hand, die mich 1932 nach Göttingen ziehen wollte, nicht zu ergreifen.«²⁸

Nachdem Leyh die Göttinger Stelle abgelehnt hatte, wurde diese mit dem Direktor der Stadtbibliothek Breslau, Joseph Becker, besetzt. Becker war es dann auch, der 1934 mit Leyh um die Stelle des Ersten Direktors an der PSB Berlin konkurrierte. Leyh rechnete fest mit seiner Berufung und auch Preisendanz konnte sich niemand anderen für diese Position vorstellen.²⁹ Nach den erfolgten Vorstellungsgesprächen fiel die Entscheidung jedoch auf Joseph Becker. Krüß, der ihn selbst vorgeschlagen hatte, wies Leyh Anfang 1935 in einem persönlichen Schreiben darauf hin, dass die Entscheidung auf Parteiebene getroffen worden sei.³⁰ Marta L. Dosa wertet die gescheiterte Bewerbung in Berlin als schlimmste Enttäuschung in Leyhs Berufsleben sowie als Schicksalsschlag, den er nie hat überwinden können. Für Dosa sind die Folgen dieser Ablehnung zudem ein Schlüssel für Leyhs Verbitterung in den letzten gut zehn Berufsjahren sowie für seine Ablehnung gegenüber dem nationalsozialistischen System.³¹

Durch Herkunft und Berufsweg war Leyh durch und durch preußisch sozialisiert, was sich auch in seiner Staatsgesinnung niederschlug, die von seinem Biographen Walther Gebhardt als konservativ, preußisch-national und von Bismarck geprägt beschrieben wird.

Die nationalsozialistische Idee indes fand bei Leyh keinen Nährboden. Leyh war Traditionalist, strebte die kontinuierliche, aber moderate Weiterentwicklung des überlieferten Bibliotheksbildes an und lehnte einen radikalen Bruch mit dem bisherigen Wertesystem ab. Den parteipolitischen Einmischungsversuchen in fachliche Angelegenheiten, verbunden mit dem Ausbau bürokratischer Strukturen, stand er ablehnend gegenüber.³² Vor allem aber entstand im Zusammenhang mit seinem gescheiterten Wechsel an die Berliner Staatsbibliothek bei Leyh der Eindruck, dass unter den neuen Machthabern nicht die Leistung, sondern der Glaube an eine politische Ideologie ausschlaggebend war, was Leyh dem Nationalsozialismus entscheidend entfremdet haben dürfte, wie die folgenden Zeilen aus dem Jahr 1943 belegen: »Leistungsprinzip heißt es nur in den Zeitungen, wo den Dummen Sand in die Augen gestreut werden soll. Aber es wird bald so weit sein, daß der Dummste diese Dinge nicht mehr glaubt. Auch die beste Propaganda ist nur eine Zeit lang wirksam, dann schlägt sie ins Gegen teil um. Diesem Zeitpunkt sind wir schon sehr nahe gerückt.«³³

Öffentlich wurde Georg Leyhs kritische Einstellung gegenüber dem Nationalsozialismus vor allem durch den folgenden Satz, den er in seiner Rede auf dem Dresdner Bibliothekartag 1936 äußerte: »Auch der Stärkste muß um das Vertrauen werben und er muß sich einer inneren Notwendigkeit der Tatsachen beugen [...].«³⁴ Durch diese politisch gemeinte Aussage zog er sich den Zorn hoher Partefunktionäre zu, die seine Entlassung forderten. Leyh konnte sich mühsam im Amt halten, musste aber eine Kürzung seiner Beamtenbezüge hinnehmen und wurde unter dem Druck einer Pressekampagne schließlich 1937 zum Rücktritt vom Amt des Vorsitzenden des Vereins Deutscher Bibliothekare (VDB) gedrängt.³⁵ Fortan hielt Leyh sich mit öffentlichen Äußerungen zurück und teilte seine Gedanken nur noch mit einem kleinen Kreis von Vertrauten.

Zentralblatt für Bibliothekswesen und Handbuch der Bibliothekswissenschaft

Die Arbeiten für das Zentralblatt für Bibliothekswesen sowie am Handbuch für Bibliothekswissenschaft besaßen im untersuchten Zeitraum einen hohen Stellenwert in Leyhs Leben. Beide Aufgaben werden immer wieder thematisiert und ziehen sich wie rote Fäden durch den Briefwechsel. Leyh meldete Fortschritte, berichtete über die weiteren Planungen und bat Preisendanz um Mitarbeit. Nach seinem erzwungenen Rücktritt als VDB-Vorsitzender investierte Leyh einen Großteil seiner verfügbaren Zeit und Energie in diese Tätigkeiten. Als Herausgeber des ZfB war er ständig damit beschäftigt, neue Beiträge einzuwerben, um das nächste Heft zu füllen. Leyh schätzte Preisendanz' Artikel und gab ihm eine Veröffentlichungsgarantie für seine Einreichungen.³⁶ Georg Leyh gelang es, den Charakter

des ZfB als angesehene wissenschaftliche Zeitschrift zu erhalten, er musste dabei aber die Veröffentlichung ideologisch geprägter Aufsätze in Kauf nehmen.³⁷ Mit zunehmender Dauer des Krieges wurde der Papiermangel zu einem immer größeren Problem, und er sah sich gezwungen, die Autor*innen um kurze Beiträge anzuhalten. Die letzten Hefte erschienen als Doppeljahrgang 1943/44, das letzte Heft als Doppelausgabe 9/10 für Juli bis Dezember 1944, danach wurde das Erscheinen des ZfB eingestellt, wogegen Leyh vergeblich intervenierte.³⁸

Die Idee des Handbuchs der Bibliothekswissenschaft stammte von Fritz Milkau (1859–1934), der ein umfassendes Kompendium schaffen wollte, das die Begriffe und Abläufe des Bibliothekswesens systematisiert, als Lehrbuch für die Ausbildung dient sowie als grundlegendes Nachschlagewerk eine neue Generation von Bibliothekar*innen unterstützt. Die beiden ersten Bände gab Milkau 1931 und 1933 heraus, wobei Preisendanz am Band »Schrift und Buch«, Leyh am zweiten Teil »Bibliotheksverwaltung« beteiligt war. Mitten in den Arbeiten zum Abschlussband »Geschichte der Bibliotheken« verstarb Milkau im Januar 1934 plötzlich, und es stellte sich die Frage, wer dieses Projekt zu Ende führen könnte. Die Erwartungen der Bibliothekswelt sowie des Verlegers Hans Harrassowitz, richteten sich auf Leyh, und er übernahm schließlich die redaktionelle Verantwortung für den letzten Band, was ihn in den Folgejahren körperlich und psychisch an seine Grenzen führte.³⁹ Dennoch war er sofort bereit, die Herausgeberschaft für eine zweite Auflage des Handbuchs zu übernehmen, um die ihn der Verleger nach dem Erfolg der Erstauflage Mitte 1942 bat. Leyh begann sogleich mit den Vorbereitungen und bezog Karl Preisendanz umfassend in seine Planungen mit ein. Im Sommer 1944 informierte Leyh bereits über die Vorbereitungen zur Drucklegung, wozu es durch die Entwicklungen im Zweiten Weltkrieg jedoch nicht mehr kam, sodass der erste Band der zweiten Auflage erst 1952 erschien.⁴⁰

Bibliothekspolitik

In der Literatur zur NS-Bibliotheksgeschichte wird der programmatiche Aufruf aus Leyhs Rede vom Bibliothekartag 1936 in der Regel auf den oben zitierten Satz reduziert, der sich an die Politiker richtete. Der unmittelbar anschließende Satz ist allerdings ebenfalls bedeutungsvoll, da Leyh hier die Bibliothekare in die Pflicht nahm: »Nur wenn der Geist der Sachlichkeit und der Verantwortlichkeit das Handeln der zum Dienst an den Bibliotheken berufenen Männern bestimmt, werden wir die inhaltlich und formell durchgebildeten Bibliotheken erhalten, die dem gewaltigen Aufbauwillen unserer Zeit angemessen sind.«⁴¹ Er appellierte damit an ein verantwortungsvolles und sachorientiertes Handeln der Bibliotheksbeschäftigte zum Wohle der ihnen anvertrauten Einrichtungen.

Wenige Jahre später musste Leyh feststellen, dass der Aufbauwillen erlahmt war. Seinen Fachkollegen warf er ein allgemeines Desinteresse an bibliothekspolitischen Fragen vor und für die wissenschaftlichen Bibliotheken konstatierte Leyh einen Bedeutungsverlust, den er auch am Mangel von Persönlichkeiten festmachte. In der Verlagerung des Schwerpunktes von den Geisteswissenschaften zu den angewandten Wissenschaften und technischen Disziplinen an den Hochschulen im »Dritten Reich« sah Leyh eine Ursache für die von ihm ausgerufene existenzielle Krise der Universitätsbibliotheken. Die offene Strukturfrage der Zweischichtigkeit hielt er für einen weiteren Grund.⁴² Das duale System von Universitäts- und Institutsbibliotheken wurde im Rahmen der Althoff'schen Reformen Ende des 19. Jahrhunderts geschaffen, als die UBs den Literaturbedarf, der aufgrund der raschen Ausdifferenzierung der Wissenschaftsfächer stark anstieg, nicht mehr bewältigen konnten. Die meist nebenamtlich geleiteten, aber wegen ihres Präsenz- und Freihandprinzips leistungsfähigeren Seminar- und Institutsbibliotheken traten in der Folge in zunehmende Konkurrenz zu den universitären Zentralbibliotheken um die knappen Finanzressourcen.

Ein anderes von Leyh angesprochenes Thema betraf die Verhältnisse beim Hochschul-Schriftentausch. Mit der Kennzeichnung, der Ablieferung und dem Tausch von Dissertationen war eine ganze Reihe von Problemen und Fragen verbunden, die die Bibliotheken bereits seit Jahrzehnten beschäftigte.⁴³ Durch eine Vereinbarung zwischen dem Reichsdozentenbund und dem Börsenverein der Deutschen Buchhändler, für die Leyh sich eingesetzt hatte, konnte 1937 eine Kennzeichnungspflicht sowie eine abzuliefernde Stückzahl erreicht werden. Die in dem Abkommen enthaltene Formulierung war allerdings nicht eindeutig und während die Fakultäten und der Buchhandel die Abgabe von 50 Dissertationen als Obergrenze ansahen, verstanden die Bibliotheken diese als Mindestmenge. Leyh, der eine Zahl von 150 bis 180 abzuliefernden Pflichtexemplaren für eine flächendeckende Versorgung von Bibliotheken im In- und Ausland als erforderlich ansah, forderte Preisendanz gegenüber mehr Verbindlichkeit durch einen Verteilungsplan.⁴⁴

Die Bedeutung der Pflichtexemplare und des Schriftentauschs für die Bibliotheken in den Jahren des Nationalsozialismus muss auch vor dem Hintergrund der prekären Finanzsituation gesehen werden, die eine Bestandsvermehrung durch Kauf stark einschränkte. Für die UBs in Heidelberg und Tübingen war der Tausch von Publikationen in den Jahren zwischen 1933 und 1942 die wichtigste Zugangsart und hatte einen Anteil zwischen 55 % (UB Tübingen in den Berichtsjahren 1938/39 und 1941/42) und 80 % (UB Heidelberg im Berichtsjahr 1937/38) am Gesamtzugang.⁴⁵

Das bedeutendste Projekt nationalsozialistischer Bibliothekspolitik war der Deutsche Gesamtkatalog. Als

Erweiterung des bereits Anfang des 20. Jahrhunderts begonnenen Preußischen Gesamtkatalogs sollte ein zentrales Bestandsverzeichnis aller wichtigen Bibliotheken des Deutschen Reiches entstehen, das auch zur Lenkung von Fernleih-Anfragen gedacht war. Darüber hinaus plante man den Gesamtkatalog als funktionalen Ersatz für eine Nationalbibliothek, da die politische Führung dieser Diskussion wegen der Rivalität zwischen der PSB und der Deutschen Bücherei in Leipzig aus dem Weg gehen wollte. Aufgrund der Tatsache, dass der Katalog auf seinem Preußischen Vorgänger aufsetzte, mussten in allen beteiligten Bibliotheken einheitliche Katalogisierungsstandards, die Preußischen Instruktionen, eingeführt werden. Auf politischer Ebene passte das Vorhaben zur Agenda der Nationalsozialisten, da es zur Vereinheitlichung und Zentralisierung des deutschen wissenschaftlichen Bibliothekswesens beitrug. Nach einem Treffen der Direktoren aus deutschen und österreichischen Bibliotheken im Juli 1935 wurde das ehrgeizige Projekt bereits im August des Jahres per Erlass durch das REM angeordnet und der PSB die Gesamtkoordination zwischen den 102 beteiligten Bibliotheken übertragen.⁴⁶

Leyh, der den Vorschlag eines Deutschen Gesamtkatalogs 1930 noch grundsätzlich unterstützt hatte, lehnte das Projekt nun entschieden ab. In einer Denkschrift nannte er als Argumente den großen personellen Aufwand sowie den hohen Zeitbedarf, den er auf Basis der Erfahrungen des Preußischen Gesamtkatalogs auf ca. 100 Jahre schätzte. In der Tat schritt das Unternehmen nur langsam voran und im Herbst 1942 stellte Leyh gegenüber Preisendanz spöttisch fest, dass der Gesamtkatalog »in einem geringeren Tempo läuft als eine Schnecke«.⁴⁷ Der Alternativvorschlag aus Leyhs Denkschrift sah vor, vier einzelne Kataloge zu erstellen und nach Dringlichkeit vorzugehen.⁴⁸ Preisendanz begrüßte diesen Vorschlag und regte an, die Denkschrift zu veröffentlichen,⁴⁹ worauf Leyh entgegnete, er werde sich »sehr hüten« dies zu tun.⁵⁰ Leyh war sich also bereits 1935 bewusst darüber, dass es gefährlich war, die Politik der nationalsozialistischen Machthaber zu kritisieren und gab seine Denkschrift nur ausgewählten Fachkollegen zu lesen. Der Deutsche Gesamtkatalog blieb für Leyh eine »Seifenblase« sowie reine »Prestige-Angelegenheit«⁵¹ und wurde 1943 schließlich kriegsbedingt abgebrochen.

Zum Verhältnis von Georg Leyh und Karl Preisendanz

Rückschlüsse aus der äußeren Form der Briefe

Zur Bewertung der Beziehung zwischen Georg Leyh und Karl Preisendanz ist zunächst die Frage zu klären, ob es sich um einen privaten oder einen dienstlichen Briefwechsel handelt. Da die Schreiben in ihren persönlichen Nachlässen und nicht in den Dienstakten über-

liefert sind, scheint die Antwort eindeutig auszufallen. Eine Analyse der Briefe nach formalen Kriterien liefert jedoch ein differenzierteres Bild.

Hinsichtlich ihrer Materialität fällt zunächst auf, dass die Briefe, sofern sie als Original und nicht als Durchschlag vorliegen, teilweise auf dem Geschäftsbriefpapier der Bibliotheken und teilweise auf Blanko-Briefbögen verfasst wurden. Leyh verwendete darüber hinaus mitunter auch Briefpapier mit dem Aufdruck des ZfB bzw. des Harrassowitz-Verlags. Weiterhin lässt sich nachweisen, dass sowohl Leyh als auch Preisendanz ihre Briefe im Büro per Schreibmaschine verfassten. Preisendanz besaß zudem offensichtlich auch eine private Schreibmaschine, und er verfasste nur einige wenige Schriftstücke sowie Ergänzungen handschriftlich. Leyh dagegen schrieb außerhalb der Bibliothek sämtliche Briefe per Hand. Ausweislich des Briefkopfes wurden die meisten Schreiben am Dienstort aufgesetzt, einige aber auch am Wohn- oder Urlaubsort. Nur Karl Preisendanz verwendete in einzelnen Fällen ein Aktenzeichen.

Schon anhand dieser wenigen äußerlichen Gesichtspunkte wird deutlich, dass es sich bei den Briefen um eine Mischform aus dienstlicher und privater Korrespondenz handelt. Auf der textuellen Ebene ist die Anredeformel ein aussagekräftiges Indiz für den Grad der Vertrautheit der Korrespondenten. In Georg Leyhs Briefen sind diesbezüglich deutlich abgrenzbare Perioden erkennbar: Das »Sehr verehrter Herr Kollege« (1934/35) weicht nach wenigen Schreiben einem »Lieber Herr Kollege« (bis ca. 1938), um nach einem kurzen Übergang mit der vermischenden Anrede »Lieber Freund u. Kollege« (bis ca. 1940), bei der Form »Lieber Freund« (seit ca. 1941) zu bleiben. Karl Preisendanz nutzte die Anredeformeln teilweise leicht abgewandelt und wechselte häufiger zwischen mehreren Formen, die grundsätzliche Abfolge ist aber wie bei Georg Leyh: Einem ersten schüchternen »Sehr verehrter Herr Professor«, folgt bis ca. 1935 das professionsbezogene »Sehr verehrter Herr Kollege«. Preisendanz verwendete dann bis ca. 1940 zunächst die Anrede »Sehr verehrter lieber Herr Kollege«, variierte diese und wechselte ab 1941 zu den Begrüßungen »Sehr verehrter Freund« und »Lieber Freund«, die er ohne erkennbares Muster bis 1945 wahlweise benutzte. Bei den verwendeten Anredeformeln ist also eine Entwicklung festzustellen, in deren Verlauf eine zunächst rein dienstlich-kollegiale Begrüßung mit der Zeit in eine Form übergeht, die auf ein freundschaftliches Verhältnis verweist.

Ein zeitspezifisches Kriterium für das Vertrauensverhältnis zwischen zwei Briefpartnern im »Dritten Reich« ist die Verwendung des Deutschen Grußes als Schlussformel. Nach Klaas-Hinrich Ehlers war das »Heil Hitler!« in der schriftlichen Kommunikation von und mit Behörden der vorgegebene Abschiedsgruß, setzte sich aber in den von ihm untersuchten Belegbriefen aus den Jahren 1933 bis 1939 erst 1937 durch.⁵²

Leyh und Preisendanz verwendeten den Deutschen Gruß in ihren Briefen eher selten und immer in einer hybriden Form. Leyh nutzte die nationalsozialistische Schlussformel in zwölf seiner 73 Briefe, Preisendanz in sechs von 92, wobei eine Häufung für die Jahre 1937 bis 1939 zu beobachten ist. In den Kriegsjahren ließ die Verwendung dagegen stark nach (Leyh: dreimal, Preisendanz: einmal) und hörte ab Mitte 1942 ganz auf. Beide kombinierten den Deutschen Gruß mit allgemeinen Grußadressen (Leyh) oder Ergebenheitsbekundungen (Preisendanz). So bevorzugte Leyh die Verbindung »Herzlich grüssend und Heil Hitler!«,⁵³ während Preisendanz wiederum häufiger variierte und z. B. »Mit herzlichergebnen Grüßen und mit Heil Hitler«⁵⁴ schloss.

Warum der Deutsche Gruß in einigen Briefen gebraucht wurde, im überwiegenden Teil jedoch nicht, lässt sich nur vermuten. Die Häufung in den Jahren von 1937 bis 1939 könnte auf eine entsprechende Dienstanweisung zurückzuführen sein. In einigen Fällen mag zudem die Befürchtung des Absenders eine Rolle gespielt haben, dass der betreffende Brief aufgrund seines Inhalts beim Empfänger Eingang in die Dienstakten finden bzw. einem Dritten vorgelegt werden würde. Die Tatsache, dass Leyh und Preisendanz den Deutschen Gruß nach 1939 kaum noch verwendeten, deutet auf ein gewachsenes Vertrauensverhältnis zwischen den beiden hin.

Private Inhalte

Zwischen Juni 1942 und Januar 1945 war die berufliche Situation von Leyhs Tochter Uta eines der zentralen Themen des Briefwechsels. Uta Leyh (1921–1999) hatte ihre Ausbildung für den gehobenen Bibliotheksdienst abgeschlossen und ihr Vater vermittelte ihr eine Anfang 1943 eine Stelle bei Karl Preisendanz. Nach Abschluss der erforderlichen Formalitäten, zu denen auch die Vorlage eines Ariernachweises gehörte, erfolgte die Einstellung von Uta Leyh an der UB Heidelberg im April 1943.⁵⁵ Mit der Einführung der 56-Stundenwoche für weibliche Arbeitskräfte,⁵⁶ bei gleichzeitiger Verschlechterung der allgemeinen Ernährungslage, sorgte sich das Ehepaar Leyh eineinhalb Jahre später, im Herbst 1944, jedoch um die Gesundheit ihrer Tochter. Dazu kam sicherlich das Risiko, unmittelbaren Kriegshandlungen durch Fliegerangriffe oder die auf den Rhein vorrückenden Amerikaner ausgesetzt zu sein, das für Heidelberg lagebedingt höher einzuschätzen war. Dementsprechend lotete Georg Leyh die Möglichkeit für einen Wechsel Utas zurück nach Tübingen aus.⁵⁷ Die Angelegenheit gestaltete sich beamtenrechtlich jedoch kompliziert, da mit dem Wechsel von Heidelberg nach Tübingen auch ein Wechsel des Dienstherrn verbunden war. Preisendanz schlug schließlich vor, dass Uta Leyh sich zunächst krankmelden sollte, um nach Hause zurückkehren zu können, was dann gegen Ende des Jahres 1944 auch geschah.⁵⁸

Neben den klassischen Konversationsthemen, wie Urlaub, Wetter, Austausch von Weihnachts-, Neujahrs- und Geburtstagsgrüßen sind ihre eigene Gesundheit und die ihrer Familien sowie Neuigkeiten aus dem Leben ihrer Kinder weitere private Inhalte der Briefe zwischen Leyh und Preisendanz. Darüber hinaus tauschten sie sich über ihre Dozententätigkeiten und ihre finanzielle Situation sowie ihre gemeinsamen Hobbies Literatur, klassische Musik bzw. Klavierspiel und Reisen aus.

Der Kontakt von Georg Leyh und Karl Preisendanz beschränkte sich nicht auf das Schreiben von Briefen. Die beiden Bibliothekare besuchten sich auch gegenseitig an ihren Universitäten oder trafen sich gezielt auf Bibliothekartagen.⁵⁹ Bereits die Hospitation von Preisendanz in Tübingen im Herbst 1935 war mit einem privaten Besuch bei den Leyhs verbunden, dem sich auch Preisendanz' Frau anschloss. Preisendanz sprach unmittelbar nach seiner Rückkehr eine Gegeneinladung aus, bei der unbestimmt bleibt, wann Leyh ihr nachkam. Aus den Briefen geht hervor, dass Leyh eine Dienstreise am 22.5.1944 nutzte, um einen Abstecher nach Heidelberg zu machen, wo er sich gemeinsam mit seiner Frau zu einem Spargelesen beim Ehepaar Preisendanz einfand.⁶⁰ 1939 verbrachte Leyhs Tochter Frowine einen Teil der Sommerferien in der Familie Preisendanz und wurde insbesondere von Anneliese Preisendanz innig umsorgt.⁶¹

Menschen und Bücher im Krieg

Ansichten zum Krieg und persönliches Kriegserleben:

Karl Preisendanz

Bei Karl Preisendanz herrschte kurz nach dem deutschen Überfall auf Polen eine spürbare Kriegsbegeisterung vor, in der er Leyh schrieb, dass er viel darum geben würde, wenn er »jetzt auch die Uniform anziehen und mitmachen dürfte«.⁶² Dennoch äußerte er bereits in dieser Zeit auch die Befürchtung, dass ihm der Krieg Schaffenszeit rauben wird. Auf sein 60. Lebensjahr zugehend, wurde für Preisendanz das Zwischenstadium der Kriegsjahre, in dem Forschung, Publizieren, fachlicher Austausch und Reisen nur noch eingeschränkt möglich waren, immer quälender. Preisendanz reagierte auf den Krieg und seine Folgen, indem er sich mehr denn je in seine wissenschaftliche Arbeit vertiefte. In der Folge arbeitete Preisendanz auch in seinem Erholungsurlauf und oft bis in die frühen Morgenstunden an diversen wissenschaftlichen Projekten. Mitte 1943 wies ihn sein Arzt wegen der chronischen Arbeitsbelastung zurecht und verordnete ihm mit Nachdruck eine Pause.⁶³

Besonders eindringlich ist Preisendanz' Bericht aus dem brennenden Berlin, wohin er im November 1943 zur sechsten und letzten Sitzung des Reichsbeirats für Bibliotheksangelegenheiten reiste. Angesichts der beginnenden »Luftschlacht um Berlin« ab dem 18.11.1943

scheute Preisendanz die Reise in die Reichshauptstadt, Joseph Becker, der Erste Direktor der PSB, bedeutete ihm jedoch in einem Telefonat am 23.11.1943, dass er zu erscheinen habe. Noch am gleichen Abend machte sich Karl Preisendanz auf den Weg, verspätete sich jedoch aufgrund des in Berlin zusammengesbrochenen Nahverkehrs und traf, wie Paul Heigl (1887–1945), der Generaldirektor der österreichischen Nationalbibliothek aus Wien, erst nach Sitzungsende an der PSB ein: »In B[erlin] war natürlich keine Möglch.[eit] zum Fahren, u. ich pendelte auf Umwegen durch brennende Straßenteile über Schutt und durch Überschwemmungen den Linden zu – B[erlin] war ganz in dichten Qualm gehüllt, es regnete und stürmte und man konnte vor lauter Qualm und Schmutz, Asche und Staub kaum aus den Augen sehn [...].« Preisendanz ließ sich nur knapp über die Sitzungsergebnisse ins Bild setzen, trat danach sogleich die Rückreise an und erreichte am Mittag des 25.11.1943 unversehrt Heidelberg.⁶⁴

In seinen Briefen schildert Karl Preisendanz darüber hinaus, welche Einschränkungen der Krieg für seinen privaten Alltag bedeutete. So musste er als Besitzer eines Automobils seinen Wagen unmittelbar nach Kriegsbeginn in der Garage lassen, da Benzin streng kontingentiert worden war und er nur noch fünf Liter im Monat für dringende Dienstfahrten erhalten konnte. Im April 1941 wurden dann seine Autoreifen als kriegswichtiges Material beschlagnahmt, so dass das Kfz nicht mehr fahrbereit war. Da die Familie Preisendanz im Heidelberger Stadtteil Rohrbach in unmittelbarer Nähe zu gleich drei Kasernen wohnte, wurden zudem mehrfach Teile ihres Hauses requirierte und Offiziere bei ihnen einquartiert. Ab 1942 ist auch die Lebensmittel-Knappheit ein wiederkehrendes Thema in der Korrespondenz und Preisendanz beschreibt die Schwierigkeiten seiner Frau, Nahrung für die Familie zu organisieren.⁶⁵

Ansichten zum Krieg und persönliches Kriegserleben:

Georg Leyh

Georg Leyh äußerte sich auch in den ersten Jahren wenig enthusiastisch über den Krieg, verfolgte das Kampfgeschehen aber interessiert und in patriotischer Stimmung.⁶⁶ Der zentrale Aspekt, der Leyh im Zusammenhang mit dem Zweiten Weltkrieg beschäftigte und den er immer wieder in den Briefen ansprach, war der Verlust von Kulturgütern. Es entsprach dabei Leyhs humanistischem Bildungsideal, dass er nicht nur die Vernichtung von Bauwerken in Deutschland, sondern auch in anderen Ländern, wie z.B. Italien, beklagte.⁶⁷ Charakteristisch für Georg Leyh war zudem seine geschichtsbezogene Betrachtungsweise. Die Vernichtung von Kulturgütern war für ihn gleichbedeutend mit dem Auslöschen von Geschichte und führte unwiderruflich in einen Zustand der Kulturlosigkeit.⁶⁸

Es gibt Anzeichen dafür, dass sich auch bei Georg Leyh die Belastungen der Kriegszeit, die ihm berufliche

und private Umbrüche sowie Unsicherheit und Verlust brachte, gesundheitlich niederschlugen. Das Jahr 1942 war für Georg Leyh ein Tiefpunkt, da die ihm bekannte Welt in Auflösung begriffen war und ihm spätestens der schwere Luftangriff auf Karlsruhe, bei dem im September auch die Badische Landesbibliothek bombardiert wurde, ausbrannte und nahezu ihren gesamten Bestand verlor, bewusstgemacht haben dürfte, wohin der Krieg noch führen würde. Der Kontakt zu vielen seiner Briefpartner riss in dieser Zeit entweder ab oder beschränkte sich auf schlechte Nachrichten. Dazu kam, dass sein von ihm sehr geschätzter Stellvertreter an der UB Tübingen, Ernst Leipprand (1905–1942), im Oktober in Russland gefallen war, was Leyh schwer erschütterte.⁶⁹ All dies zusammengenommen hatte Leyh offensichtlich in eine psychische Krisensituation geführt, was Preisendanz nicht verborgen geblieben war.⁷⁰

Mangel, Verluste, Einschränkungen: Die Bibliotheken in den Kriegsjahren

Die bereits angesprochene unzureichende Mittelausstattung der Bibliotheken trat nicht erst mit Kriegsbeginn ein, sondern sogar bereits vor Beginn der NS-Herrschaft.⁷¹ Mit Ausbruch des Zweiten Weltkriegs scheint aber zumindest an der UB Heidelberg eine weitere Verschlechterung eingetreten zu sein, die Preisendanz zu regelmäßigen Berichten an sein Landesministerium zwang. Ende 1941 hatte sich die Situation dann paradoxe Weise umgekehrt, d. h. die UB verfügte über Mittel, die verausgabt werden mussten, auf dem Buchmarkt war aber kaum noch wissenschaftliche Literatur erhältlich.⁷² Die Ursache für diesen Büchermangel lag vor allem in den knappen Papierressourcen, die ab 1941/42 in erster Linie für den Druck von Unterhaltungsliteratur für die Frontsoldaten eingesetzt wurden.⁷³

Noch gravierender als beim Einkauf im Inland waren ab 1939 die Schwierigkeiten bei der Beschaffung ausländischer Literatur. Ursächlich hierfür war, neben politischen Gründen, die Anordnung, dass Publikationen aus dem Ausland importiert werden mussten und eine Einkaufszentrale über die Zuteilung der knappen Devisen bestimmte. Maßgebliches Kriterium war dabei, ob ein Verrechnungsabkommen mit dem jeweiligen Land vorlag, und da Frankreich die entsprechende Vereinbarung mit dem Deutschen Reich 1935 gekündigt hatte, gestaltete sich vor allem der Bezug französischer Bücher zunehmend problematisch für die Bibliotheken.⁷⁴ Die UB Tübingen war von dieser Bestimmung in besonderem Maße betroffen, da das württembergische Finanzministerium auch den Schriftentausch mit Einrichtungen im Ausland als devisenpflichtigen Handel einstufte,⁷⁵ während der Wert der getauschten Bücher dagegen im benachbarten Baden nicht verrechnet wurde.⁷⁶

Im November 1940 erhielt Preisendanz vom badischen Kultusministerium die Nachricht, dass er zur Beschaffung von französischer Literatur nach Paris ent-

sandt werde und informierte Leyh darüber, der sehr interessiert war und auf eine Beteiligung hoffte. Es handelte sich allerdings um einen badischen Alleingang, initiiert vom Reichsstatthalter und CdZ im Elsass, Robert Wagner. Preisendanz erhielt 10.000 Reichsmark für seine Einkaufsreise ausgehändigt, hielt sich ab Mitte November mehrere Wochen in Paris auf und versuchte neben den Wünschen der eigenen UB auch jene der Heidelberg Institute sowie der Bibliothek der Technischen Hochschule in Karlsruhe zu erfüllen. Die Lieferung der eingekauften Bücher nach Heidelberg verzögerte sich und erfolgte schließlich erst im Dezember 1941.⁷⁷ Leyh versuchte weiterhin an Devisen für den Kauf französischer Literatur zu kommen, war aber ausweislich des Briefwechsels dabei nicht erfolgreich.

Durch die Einberufung von Bibliothekaren zum Militärdienst wurde der Bibliotheksbetrieb unmittelbar mit Beginn des Krieges beeinträchtigt. In den späteren Kriegsjahren wurden vermehrt auch Frauen für militärische Hilfsdienste, wie Bürotätigkeiten, Sanitätsdienst oder Flugabwehr, eingesetzt, sodass ein zunehmender Mangel an Fachkräften in den Bibliotheken herrschte. Auf der anderen Seite bewarben sich bei Leyh und Preisendanz ungerne weibliche Aushilfskräfte, die hofften, durch den freiwilligen Dienst in einer Bibliothek einem Einsatz als Wehrmachthelferin zu entgehen.⁷⁸

Ab 1941 informierten sich Leyh und Preisendanz wechselseitig über gefallene Mitarbeiter und Kollegen sowie die Zerstörung von Bibliotheken. So wie Georg Leyh den Verlust Ernst Leipprands zu beklagen hatte, musste Preisendanz den Tod Gerhard Kattermanns (1907–1943) hinnehmen, den er perspektivisch als seinen Stellvertreter an der UB Heidelberg vorgesehen hatte.

Ein dominierendes Thema in den Briefen aus den Kriegsjahren ist die Sicherung von Bibliotheksgut. Bereits im September 1935 hatte Karl Preisendanz entsprechende Pläne ausgearbeitet und die wertvollsten Stücke im August 1939 auswärts deponiert.⁸⁰ Mit Ausbruch des Krieges wurde Preisendanz dann zum Betriebslufschutzleiter ernannt und war in dieser Funktion für die Bestandssicherung der gesamten Universität, d.h. auch der Institutsbibliotheken, verantwortlich.⁸¹ Ab Mitte 1942 tauschten sich Leyh und Preisendanz in ihrer Korrespondenz intensiv über die Möglichkeiten zur Auslagerung von Beständen aus. Preisendanz nutzte neben verschiedenen Burgen und Schlössern schließlich die Salzbergwerke Kochendorf (Bad Friedrichshall) und Heilbronn, Leyh die Saline Kochendorf zur Sicherung von Teilen ihres Bibliotheksbestandes. Der schriftliche Austausch rund um die Bergung von Bibliotheksgut dauerte bis Ende Januar 1945 und Preisendanz, der bis Mitte 1944 umfassende Erfahrungen hierzu gesammelt hatte, schilderte diese ausführlich. Man gewinnt aus den Briefen den Eindruck, dass er Leyh gerne behilflich sein wollte und zufrieden war, auch einmal der bibliotheksfachlich Ratgebende sein zu können.

Nachdem immer weniger Bestände vor Ort zugänglich waren, musste auch der Leihverkehr im September 1944 eingestellt werden. Weitere kriegsbedingte Maßnahmen, die den Bibliotheksbetrieb direkt oder mittelbar einschränkten, waren die Evakuierungen von Gebäuden bei Fliegeralarm, die Teilnahme an Nachtwachen, Stromausfälle sowie der Mangel beim Heizmaterial Kohle.⁸² Trotz dieser Widrigkeiten hielten Leyh und Preisendanz ihre Bibliotheken bis zum Kriegsende geöffnet.

Zusammenfassung

Die Briefe von Georg Leyh und Karl Preisendanz geben Einblick in das Denken und Handeln zweier Bibliothekare vor dem zeitgeschichtlichen Hintergrund der nationalsozialistischen Diktatur. Neben Zugängen zur Bibliotheks- und Universitätsgeschichte bietet die Korrespondenz auch Erkenntnisse zur Alltagsgeschichte der NS-Zeit, insbesondere zu den Jahren des Zweiten Weltkriegs. Anhand der Egodokumente wird deutlich, in welchem Maße Politik und Kriegsgeschehen die Arbeit in den Bibliotheken sowie das Privatleben der beiden Korrespondenten beeinflussten.

Leyh formulierte in den Briefen elegant und präzise. Seine Äußerungen fokussieren auf den Kern des jeweiligen Themas und einzelne Sätze bzw. Abschnitte lesen sich wie Aphorismen. In den Briefen gibt er sich selbstbewusst und äußerte seine Meinung oftmals sehr direkt. Seine Prinzipientreue ging mit Eigensinn und Starrköpfigkeit einher, was Lösungen in Konfliktsituationen erschwerte. Leyh hatte hohe Ansprüche an das bibliothekarische Berufsethos und sah sich selbst in der Pflicht, für die Einhaltung der entsprechenden moralischen Ideale einzustehen. Dem Nationalsozialismus stand er ablehnend gegenüber, weil er die politischen Eingriffe in die Bibliotheksarbeit als Anmaßung empfand und die herrschende Ideologie seine Wertvorstellungen nur unzureichend berücksichtigte. Nach seinem gescheiterten Wechsel nach Berlin war Leyh desillusioniert, versuchte zunächst aber noch öffentlich Einfluss zu nehmen, bis er sich in Folge seines erzwungenen Rücktritts als VDB-Vorsitzender darauf beschränkte, über das ZfB Stellung zu beziehen. Er musste dabei aber immer vorsichtiger vorgehen, und sein Idealismus wich in der Kriegszeit zunehmend Frustration und Verbitterung.

Der Schreibstil von Karl Preisendanz ist von einer gewissen Nachlässigkeit geprägt, die seiner permanenten Zeitnot geschuldet sein dürfte und sich in häufigen Abkürzungen, ausgelassenen Buchstaben sowie Rechtschreibfehlern äußert. Seine Ausführungen lassen zuweilen Unsicherheit erkennen, was anfänglich bei fachlichen Fragestellungen, in späteren Schreiben unter anderem bei seinen beruflichen Wechselentscheidungen offenbar wird. Bei diesen sich ihm bietenden Karrierechancen verhielt sich Preisendanz eher zögerlich und passiv. Seine Stimmung wurde zunehmend defätistisch und

angesichts der sich abzeichnenden Niederlage mischte sich Existenzangst dazu.

Die Korrespondenz zwischen Georg Leyh und Karl Preisendanz begann als kollegialer Austausch, der über die Jahre immer mehr private Züge annahm. Nachdem in den ersten Jahren noch berufliche Themen dominierten, erfolgte ein Austausch ab 1938/39 zunehmend auch über persönliche Dinge. Das Verhältnis von Georg Leyh und Karl Preisendanz war zunächst geprägt vom Respekt vor der fachlichen bzw. wissenschaftlichen Leistung und Kompetenz des Anderen. Über die Zeit verstärken ihre Gemeinsamkeiten, die humanistische Bildung, das geisteswissenschaftliche Studium, die Hobbys sowie ihre in vielen bibliotheksfachlichen Punkten gleiche Meinung, die persönliche Bindung. Ihre späteren Briefe offenbaren eine freundschaftliche Beziehung, worauf unter anderem der Wandel der Anredeformeln sowie ihre privaten Besuche schließen lassen. Vor allem in den Jahren des Zweiten Weltkriegs ist ein gegenseitiges Vertrauen zwischen Leyh und Preisendanz deutlich erkennbar. So hatte Leyh offensichtlich keine Sorge, dass seine teils offene Kritik an der politischen Führung sowie einzelnen Bibliotheksfunktionären von Preisendanz an Dritte weitergetragen würde.

Die in den Briefen behandelten Fachfragen sind vielfältig. Fortwährend thematisiert werden die Arbeiten für das Zentralblatt für Bibliothekswesen sowie das Handbuch für Bibliothekswissenschaft, deren Herausgeber Leyh war und für die Preisendanz diverse Beiträge verfasste. Gegenüber Preisendanz problematisierte Leyh vor allem die Erwerbungskrise der Bibliotheken im Allgemeinen sowie den Hochschulschriftentausch im Besonderen und nahm darüber hinaus Stellung zur strukturellen Frage der Zweischichtigkeit. Deutlich ablehnend äußerte er sich über das nationalsozialistische Prestigeprojekt des Deutschen Gesamtkatalogs. Es ist auffällig, dass bibliothekspolitische Themen fast ausschließlich von Georg Leyh aufgeworfen wurden, während Karl Preisendanz meist Rat zu konkreten Problemen aus der täglichen Bibliothekspraxis suchte. Zu den übergeordneten fachlichen Fragestellungen hatte Preisendanz nur wenig beizutragen, sodass sich in den Briefen keine Debatten entwickelten und Leyhs Einladungen oft die Form kurzer Kommunikés annahmen. In den Kriegsjahren standen die Einschränkungen des Bibliotheksbetriebs, insbesondere der Mangel an qualifiziertem Personal und die Beschaffung ausländischer Literatur, aber auch private Themen oder praktische Fragen der Alltagsbewältigung, im Vordergrund. Die Briefe aus der zweiten Hälfte des Krieges enthalten zudem Nachrichten über die Zerstörung von Bibliotheken sowie den Tod von Kollegen und angesichts der näher rückenden Front wurde die Auslagerung von Bibliotheksbeständen zu einem zentralen Thema.

Leyh und Preisendanz schrieben sich nach 1945 noch einige Jahre, wobei die Frequenz ihrer Briefe abnahm.

Georg Leyh beendete seine berufliche Tätigkeit 1947, publizierte aber bis ins hohe Alter weiter. Preisendanz trat 1951 als Bibliothekar in den Ruhestand, blieb aber Lehrbeauftragter für Paläographie an der Universität Heidelberg. Die beiden Bibliothekare verstarben 1968 im Abstand weniger Wochen, Preisendanz am 26.4. mit 85 Jahren, und Leyh kurz nach seinem 91. Geburtstag, am 19.6. desselben Jahres.

Anmerkungen

- 16 Vgl. Borchardt (wie Anm. 14), S. 181 ff. Hartmann blieb allerdings Direktor der UB Göttingen und leitete die ULB Straßburg zusätzlich und nur kommissarisch. Es bleibt zudem unklar, ob er sich aktiv beworben hat oder zur Übernahme des Interimsamtes überredet werden musste.
- 17 Vgl. Preisendanz an Leyh, 24.06.1941 (wie Anm. 6), Bl. 104.
- 18 Vgl. Leyh an Preisendanz, 28.06.1941, UB HD, Heid. Hs. 3763 III A-629, Bl. 83.
- 19 Vgl. Preisendanz an Leyh, 04.04.1942 (wie Anm. 6), Bl. 121.
- 20 Als Kandidaten für die Nachfolge von Preisendanz bringt Leyh Fritz Prinzhorn (1893–1967), seit 1939 Leiter der UB Leipzig, sowie Joachim Kirchner, seit 1941 Direktor der UB München, ins Spiel. Vgl. Leyh an Preisendanz, 13.04.1942 (wie Anm. 18), Bl. 98.
- 21 Vgl. Preisendanz an Leyh, 16.07.1942 (wie Anm. 6), Bl. 126.
- 22 Vgl. Chaniotis, Angelos u. Ulrich Thaler: Altertumswissenschaften. In: Eckart/Sellin/Wolgast (wie Anm. 13), S. 391–434, hier S. 406.
- 23 Preisendanz an Leyh, 21.03.1941 (wie Anm. 6), Bl. 101. S. dazu auch: Universität Heidelberg (Hrsg.): Personal- und Vorlesungsverzeichnis Wintersemester 1941/42. Heidelberg, 1941, S. 27 u. Chaniotis / Thaler (wie Anm. 22), S. 406.
- 24 Vgl. Preisendanz an Leyh, 10.10.1941 (wie Anm. 6), Bl. 108.
- 25 Preisendanz an Leyh, 05.08.1938 (wie Anm. 6), Bl. 49.
- 26 Vgl. Preisendanz an Leyh, 04.04.1942 u. 01.10.1943 (wie Anm. 6), Bl. 121 und 154.
- 27 Vgl. Kowark, Hannsjörg: Georg Leyh und die Universitätsbibliothek Tübingen (1921–1947) (Contubernium, Bd. 19). Tübingen: Mohr, 1981, S. 7 ff., Zitat S. 11.
- 28 Leyh an Preisendanz, 27.12.1942 (wie Anm. 18), Bl. 114.
- 29 Vgl. Preisendanz an Leyh, 13.11.1934 (wie Anm. 6), Bl. 7.
- 30 Vgl. Dosa, Marta L.: Libraries in the political scene (Contributions in librarianship and information science, Bd. 7). Westport u. a.: Greenwood Press, 1974, S. 79. Tatsächlich wurde Leyh 1934/35 Opfer einer politischen Intrige, in der es um den Konkurrenzkampf zwischen der PSB und der Deutschen Bücherei in Leipzig ging, was Leyh jedoch erst 1958 erfuhr (Vgl. Gebhardt, Walther: Georg Leyh 1877–1977. Betrachtungen zu seinem hundertsten Geburtstag. In: ZfBB 24 (1977) 3, S. 209–223, hier S. 218 ff.).
- 31 Vgl. Dosa (wie Anm. 30), S. 79 f.
- 32 Vgl. Gebhardt (wie Anm. 30), S. 210 ff.
- 33 Leyh an Preisendanz, 19.07.1943 (wie Anm. 18), Bl. 124.
- 34 Leyh, Georg: Stellung und Aufgabe der wissenschaftlichen Bibliothek in der Zeit. In: ZfB 53 (1936) 9/10, S. 473–482, hier S. 482.
- 35 Vgl. Dosa (wie Anm. 30), S. 78; Komorowski, Manfred: Die wissenschaftlichen Bibliotheken während des Nationalsozialismus. In: Peter Vodosek u. Manfred Komorowski (Hrsg.): Bibliotheken während des Nationalsozialismus, 1 (Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens, Bd. 16). Wiesbaden: Harrassowitz, 1989, S. 1–24, hier S. 8; Kowark (wie Anm. 27), S. 78.
- 36 Vgl. Leyh an Preisendanz, 02.06.1937 (wie Anm. 6), Bl. 29.
- 37 Z.B. Kirchner, Joachim: Schrifttum und wissenschaftliche Bibliotheken im nationalsozialistischen Deutschland. In: ZfB 50 (1933) 8/9, S. 514–525; Prinzhorn, Fritz: Die Aufgaben der Bibliotheken im nationalsozialistischen Deutschland. In: ZfB 51 (1934) 8/9, S. 465–471 o. Kummer, Rudolf: Das wissenschaftliche Bibliothekswesen im nationalsozialistischen Deutschland. In: ZfB 55 (1938), 9/10, S. 399–413.
- 38 Vgl. Leyh an Preisendanz, 18.01.1944 u. 09.09.1944 (wie Anm. 18), Bl. 147 u. Bl. 165.
- 39 Vgl. Dosa (wie Anm. 30), S. 74.
- 40 Vgl. Leyh an Preisendanz, 25.07.1942, 17.09.1942, 06.08.1942, 12.09.1942 u. 20.07.1944 (wie Anm. 18), Bl. 103, 109, 133, 134 u. 145.

41 Leyh (wie Anm. 34), S. 482.

42 Vgl. Leyh an Preisendanz, 02.02.1940 (wie Anm. 18), Bl. 38–39.

43 S. u.a. Geiger, Karl: Ueber Mißstände im Dissertationswesen. In: ZfB 24 (1907) 8/9, S. 394–417; Lindau, Hans: Akademischer Schriftentausch und Reihendrucke. In: ZfB 46 (1929) 7, S. 350–353; Glauning, Otto: Dissertationsfragen. In: ZfB 49 (1932) 8, S. 371–379; Jürgens, Adolf: Zur Frage des Schriftenaustausches. In: ZfB 49 (1932) 11, S. 540–543 u. Lutz, Hans: Überlegungen zum Dissertationentausch. In: ZfB 53 (1936) 12, S. 695–700.

44 Vgl. Leyh, Georg: Mißstände im Dissertationswesen. In: ZfB 55 (1938) 9/10, S. 544–552. u. Leyh an Preisendanz, 06.06.1940 (wie Anm. 18), Bl. 44.

45 Eigene Berechnung auf Basis der Daten im Jahrbuch der Deutschen Bibliotheken, Jg. 26/27, 1934 bis Jg. 33, 1943.

46 Vgl. Hagenau, Bernd: Der deutsche Gesamtkatalog. Vergangenheit und Zukunft einer Idee (Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen, Bd. 27). Wiesbaden: Harrassowitz, 1988, insbes. S. 47 f.

47 Vgl. Leyh an Preisendanz, 06.10.1942 (wie Anm. 6), Bl. 139.

48 Vgl. Kowark (wie Anm. 27), S. 58 f.

49 Preisendanz an Leyh, 08.11.1935 (wie Anm. 6), Bl. 16.

50 Leyh an Preisendanz, 16.11.1935 (wie Anm. 6), Bl. 17.

51 Leyh an Preisendanz, 29.12.1943 (wie Anm. 18), Bl. 131.

52 Ehlers, Klaas-Hinrich: Der »Deutsche Gruß« in Briefen. Zur historischen Soziolinguistik und Pragmatik eines verordneten Sprachgebrauchs. In: Linguistik online 55 (2012) 5, S. 3–19, hier S. 8 ff.

53 Leyh an Preisendanz, 17.05.1938, 17.05.1940 u. 10.11.1940 (wie Anm. 18), Bl. 24, 41 u. 62.

54 Preisendanz an Leyh, 17.12.1937 (wie Anm. 6), Bl. 38.

55 Vgl. Leyh an Preisendanz, 16.04.1943 (wie Anm. 18), Bl. 121.

56 S. Anordnung über die weitere Erhöhung der Mindestarbeitszeit im öffentlichen Dienst während des Krieges. In: Reichsgesetzblatt I, 1944, S. 191.

57 Vgl. Leyh an Preisendanz, 13.09.1944 (wie Anm. 18), Bl. 148.

58 Vgl. Preisendanz an Leyh, 09.01.1945 (wie Anm. 6), Bl. 193. Preisendanz bedankt sich am Ende des Briefes für ein Attest für Uta Leyh.

59 Z. B. auf dem Bibliothekartag in Graz 1939. Vgl. Leyh an Preisendanz, 04.05.1939 (wie Anm. 18), Bl. 31.

60 Vgl. Leyh an Karl Preisendanz, 13.05.1944 u. 27.05.1944 (wie Anm. 18), Bl. 142 u. 144.

61 Vgl. Leyh an Preisendanz, 14.08.1939 (wie Anm. 18), Bl. 33. Die Kinder Frowine Leyh (geb. 1927) und Holger Preisendanz (geb. 1929) waren ungefähr im selben Alter.

62 Preisendanz an Leyh, 08.09.1939 (wie Anm. 6), Bl. 58-6.

63 Vgl. Preisendanz an Leyh, 08.09.1939, 04.08.1940, 21.03.1941 u. 08.07.1943 (wie Anm. 6), Bl. 58-9, Bl. 72, 101 u. 152.

64 Vgl. Preisendanz an Leyh, 03.12.1943 (wie Anm. 6), Bl. 159–160.

65 Vgl. Preisendanz an Leyh, 08.09.1939, 21.03.1941, 25.04.1941, 24.06.1941 u. 04.04.1942 (wie Anm. 6), Bl. 58-4, 101, 103, 104 u. 122.

66 Vgl. Leyh an Preisendanz, 02.10.1940 (wie Anm. 18), Bl. 58.

67 Vgl. u.a. Leyh an Preisendanz, 06.12.1943 u. 20.07.1944 (wie Anm. 18), Bl. 129 u. 145.

68 In seiner kurzen Replik »Das neue Berufsideal des Bibliothekars« konstatierte Leyh: »Geschichtslosigkeit ist die eigentliche Barbarei.« (ZfB 63 (1949), 3/4, S. 95–97, hier S. 97).

69 Vgl. Dosa (wie Anm. 30), S. 97 u. Leyh an Preisendanz, 06.10.1942 (wie Anm. 6), Bl. 139.

70 Preisendanz stellte die Frage: »katà psychén?« (Übersetzung: »[Wie steht es um die] Gesundung der Seele?«). Preisendanz an Leyh, 20.12.1942 (wie Anm. 6), Bl. 142.

71 Lt. Flachowsky mussten zwischen 1930 und 1942 fast alle UBs Einschnitte in Ihren Etats in Höhe von 20 bis 50 % hinnehmen (Flachowsky (wie Anm. 4), S. 54).

72 Vgl. Preisendanz an Leyh, 26.10.1939 u. 09.11.1941 (wie Anm. 6), Bl. 61 u. 113.

73 Vgl. Barbian, Jan-Pieter: Literaturpolitik im NS-Staat. Von der »Gleichschaltung« bis zum Ruin. Fischer: Frankfurt a. M., 2010, S. 367 ff.

74 Vgl. Happel (wie Anm. 3), S. 67 u. Krosta, Frank: Die Universitätsbibliothek Bonn in der Zeit des Nationalsozialismus. Personal, Erwerbung, Benutzung (Forum Deutsche Geschichte, Bd. 19). München: Martin Meidenbauer Verl.-Buchh., 2008, S. 77 u. 79.

75 Vgl. Leyh an Preisendanz, 07.11.1941 (wie Anm. 18), Bl. 85.

76 Vgl. Preisendanz an Leyh, 14.01.1941 (wie Anm. 6), Bl. 88.

77 Vgl. Preisendanz an Leyh, 09.11.1940 u. 12.11.1940 (wie Anm. 6), Bl. 81 u. 82 sowie Müller (wie Anm. 7), S. 43.

78 Vgl. Preisendanz an Leyh, 26.10.1939 u. 07.03.1942 (wie Anm. 6), Bl. 61 u. 119 sowie Müller (wie Anm. 7), S. 23.

79 Vgl. Preisendanz an Leyh, 05.06.1943 (wie Anm. 6), Bl. 150.

80 Zunächst in der Universitätsbibliothek Erlangen, später im Kunstabunker der Stadt Nürnberg. Vgl. Müller (wie Anm. 7), S. 65.

81 Vgl. Preisendanz an Leyh, 08.09.1939 (wie Anm. 6), Bl. 58-5.

82 Leyh an Preisendanz, 23.09.1944 (wie Anm. 18), Bl. 162 u. Preisendanz an Leyh, 10.02.1945 (wie Anm. 6), Bl. 200.



Verfasser

Mario Hütte, Bibliotheksleiter, Hochschulbibliothek, Fachhochschule Dortmund, Emil-Figge-Straße 44, 44227 Dortmund, Telefon +49 231 9112-4047, huette@fh-dortmund.de
Foto: privat